

Thorsten Pütz

**ICH MAG,  
WIE DU  
DENKST**

Erzählung

**TEXT/RAHMEN** Taschen

1. Auflage 2019

Copyright 2019, Verlag TEXT/RAHMEN e.U., Wien

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Autorinnenporträt: Alexander Aussem, Berlin

Schriftgestaltung: TEXT/RAHMEN, [www.polenimschaufenster.com](http://www.polenimschaufenster.com)

Lektorat: Oliver Poschner

Umschlaggestaltung und Satz: Dominik Uhl

Druck und Bindung: Fabryka Druku Warszawa, [www.fabrykadruku.pl](http://www.fabrykadruku.pl)

ISBN 978-3-9504773-4-4

Aus Umweltschutzgründen wurde auf eine Folie verzichtet.

Thorsten Pütz

**ICH MAG,  
WIE DU  
DENKST**

Erzählung



*Für B, C, L,  
die ewigen Sommersprossen  
und den Atlantik*



## ERZÄHLUNG I

*»Es spazierte im Wald der Knab  
den ganzen Tag, la la la la.«*

*Knut Hamsun, Mysterien*





## **SOMMERSPROSSEN FÜR IMMER, GRUNDRISS**

Oftmals gehe ich umher und habe Angst. Vor allem vor allem. Vor allem im August. Ich baue dann Erinnerungsbrücken zu den Augen meiner großen Liebe. Ich erinnere Augen, deren Weite bloß mit dem Berliner Abendhimmel an heißen Sommerabenden vergleichbar wäre. Ich erinnere die Möglichkeit der Unendlichkeit, die in ihnen schlummerte, ganz hinten, ganz am Ende, ganz weit entfernt von einer Welt, die immer sofort dann entstand, wenn ich ihre Augen für eine Sekunde aus den Augen verlor. Diese einzige Sekunde würde ich im Nachhinein wohl als »verbummelt« bezeichnen. Ich erinnere die unzähligen Sommersprossen, die ich zwischen Bier und Zigarette wegschnippen wollte wie Salzkörner neben dem Frühstücksbrettchen. Weil die da nicht hingehören, die gehören in dein Gesicht, für immer und ewig. Ich hab mir das immer so schön vorgestellt bei deinem Anblick: Man schnippt diese Sommersprossen aus deinem Gesicht heraus und dann fliegen sie ziellos umher und machen den Berliner Abendhimmel noch sommerlicher und dann irgendwann treffen sie an einem der vielen Seen im Umland auf ein paar funky Glühwürmchen, die ebenfalls richtig Bock auf

einen stabilen Abend haben. So tanzen sie gemeinsam in dunkler Ufernähe und die Sommersprossen werden bald müde, die kennen das nicht so, die haben eben nicht diese evolutionäre Routine wie die Glühwürmchen, die ja auch noch von diesem Neon-Geltungsdrang durchzogen sind.

Bald schon haben die Sprossen genug von den Würmchen, deren Leben voller Glanz, Leidenschaft und romantischer Tragik ist. Weil sie jeden Abend um ihr Leben leuchten müssen. Eine Art hohle Hingabe, insbesondere rund um den Johannistag am 24. Juni vor einigen Wochen, in nächster Nähe der Sommersonnenwende also. Die Sommersprossen hingegen lehnen Biolumineszenz vollumfänglich ab, machen diesen Spuk nicht mit an diesem reizenden Juniabend, an dem sie sich in Ufernähe zurückgezogen haben, nur für einen Tanz.

Im Allgemeinen finden die Menschen Glühwürmchen äußerst faszinierend, weil das auch wirklich schöne Bilder sind, die diese Leuchtkäfer in den Himmel malen. Die Sommersprossen hingegen finden die Glühwürmchen – nach anfänglicher Verehrung, nach der Einwilligung in einen Tanz gar – nicht mehr ganz so gut. Ein kurzes Lodern also bloß. So verlassen sie den Uferbereich und kehren heim, heim zu mir. Es ist schon spät in der Nacht, als sie auf den Treppenstufen ankommen, auf denen ich seit Stunden sitze. Ich begrüße jede einzelne recht freundlich und frage, nicht nur aus Höflichkeit, wie es denn war. »Es war kurz, aber dafür schlecht«, bekomme ich zur Antwort. Sie haben den Glühwürmchen augenscheinlich einen Korb gegeben, sonst wären sie nicht hier. An sich

ein gutes Zeichen, sind sie doch nun bei mir. Aber wie wir hier so sitzen und zusammen trinken und einfach nach oben schauen, wo vielleicht nichts ist, aber immer alles sein könnte, erreicht mich ein starkes Unwohlsein und ich bemerke, dass sie bloß kamen, um mir Lebewohl zu sagen, ein für alle Mal. Und genau so war es.

Das ist jetzt schon lange her. Bis heute jedoch ist das Bild dieser Nacht in mir geblieben, wurde dort maßgeblich für die Erinnerungskultur meiner Person. Es ist ein Bild, das ich nie zeichnete. Ich kann das nicht. Deshalb dauert das auch immer alles so lange bei mir. Könnte ich zeichnen, würde das alles bedeutend schneller gehen und ich müsste hier nicht so viel erzählen. Erzählen von alledem, was ich jemals hörte. Erzählen von alledem, was mir nie widerfahren ist, von dem ich eigentlich auch nichts weiß. Aber erzählen tu ich's trotzdem. Denn wenn's niemand erzählt, ist bald alles weg. So erzähle ich hier also von den Sommersprossen meiner Liebe. Ich hätte jede einzelne von ihnen geheiratet. Aber natürlich kommt alles anders. Und beginnt alles anders.

## 11 MONATE

Alles beginnt natürlich ganz anders. Von wegen Sommersprossen. Von wegen Liebe. Von wegen Heirat. Ich bin also mit Klaas in Berlin auf einer Party eines Freundes von Freunden und trinke und rauche und denke. Neben mir steht ein Typ mit einer tätowierten Träne unter dem linken Auge und redet unaufhörlich auf eine sehr schöne Frau ein. Ich finde sie nur deshalb schön, weil sie es schafft, rauchend dem Typen zuzuhören, mit einem anderen zu flirten und mich dabei zu beobachten, wie ich sie beobachte. Das ist gut so, das gibt Fun. Ich bemerke, wie mir jetzt dieser eine Gedanke reinrauscht, den ich bereits kenne, der aber als selten zu bezeichnen ist: »*Who gets to speak and why is the only question*«, nur darauf kommt es an, um die amerikanische Schriftstellerin Chris Kraus zu zitieren. Ich bin es, der hier durch den Autor die Möglichkeit bekommt, zu sprechen. Ob das »*Why*« im Rahmen dieser Geschichte geklärt werden kann, ist demnach auch nicht meine Aufgabe, das hat der Autor gefälligst selbst zu klären. Ich bekomme ja auch nur erzählt, was ich erzähle. Dann steht plötzlich Klaas neben mir und reicht mir ein Bier.

»*Must we mean what we say?*«, sagt er und schaut mich an. Es ist mir ein Rätsel wie sonst nur das Nichtwissen von Menschen, die sich beim Abhören von Sprachnachrichten immer noch die Lautsprecher am unteren Ende ihres iPhones ans Ohr halten – die wahren Verlierer unserer Konsumgesellschaft, die richtigen Trottel im seit Jahren beschleunigten Leben. Es ist mir also wirklich und wahrhaftig ein Rätsel, warum Klaas gerade jetzt Stanley Cavell zitiert. Weil ich das alles eben doch nur gedacht habe. Und ab dem Zeitpunkt, wo ein anderer Mensch deine Gedanken lesen kann, sollten sich die Wege trennen. »Welche Zeichen stehen eigentlich auf Trennung, wenn die Zeichen auf Trennung stehen?«, frage ich Klaas, der mittlerweile mit einem Mädchen, das sich uns als Merle vorstellte, raucht und redet. »Unsere auf jeden Fall nicht«, höre ich ihn noch sagen, bevor er mit Merle abrauscht und dem Typen mit der tätowierten Träne unterm Auge noch kurz diese Gewinnergeste mitgibt, bei der man eine Faust macht und zeitgleich das Fingermittel- oder Fingergrundgelenk mehrmals kurz hintereinander am Tränenpunkt vorbei reibt. Eine sehr große Geste. Ich blicke den beiden hinterher, Tränensuse kurz an und mache mich daran, die beiden noch zu erreichen. Was ich auch schaffe. »Warum die Trennung bei Gedankenlesen, warum dieses Verurteilen«, murmele ich unbemerkt vor mich hin, während ich neben den beiden hergehe. Dann hab ich's: Es erinnert mich automatisch an einen ungewollten Eindringling, der Freund wird sozusagen zum Feind in einem selbst, nistet sich ein, macht es sich bequem auf der inneren Couch

und räkelt dir seine Füße ins Hirn. Es sind also die Vorboten der Verschmelzung, die Zeichen der Nähe, die auf Trennung stehen, wenn sie auf Trennung stehen. Deshalb suchen viele Menschen ab diesem Zeitpunkt auch das Weite. Weil nur in der Weite die Lust, die Ursprünglichkeit des Nullpunktes, die immer wieder neue Möglichkeit der Bewegung, des neuen Speeds, eines immer wieder andersartigen Sounds liegt.

In seinem sehr feinsinnigen Plädoyer »Verbindlichkeit«, das uns einen neuen Weg vom Ich zum Wir aufzeigt, lässt der deutsche Essayist Maximilian Probst den Literaturwissenschaftler Werner Hamacher so zu Wort kommen: »Freiheit denken heißt, Geschichte als immer wieder ersten Sprung denken. Ohne Grund – sine culpa et causa«. Ich bin mir sehr sicher, dass Hamacher diesen wunderbar abtrünnigen Gedanken nicht in Bezug zur Geschichte der Liebesbeziehungen zwischen Menschen dachte, sondern ihn eher mit Blick auf die Geschichte der Menschen an sich verstanden haben wollte. »Geschichte als ersten Sprung denken« also. Ich begrüße es sehr, wenn Mitmenschen ihre Weltbeziehung so klar und präzise ausdrücken können. Innere Zustände also, die ich – wenn überhaupt – nur stumpf empfinde. So kann man sich z. B. die Medici in Florenz als ersten Sprung denken. Oder die Ming-Dynastie. Oder Friedrich Nietzsche. Natürlich auch Heidegger, Alice Schwarzer oder Alexander Gauland. Auch Netflix, Instagram oder Tinder. Und dein 5:50-Minuten-Bio-Ei zum Frühstück an jedem neuen Morgen. Alles immer erste Sprünge. Vielleicht machen wir deswe-

gen so selten große Sprünge, weil es immer die ersten sind. Wir also noch nicht wissen, wo wir landen, Angst. Nur diejenigen, die ihre Sehnsuchtperspektive über den Realitätszwang stellen, springen. Stellen. Springen.

Wieder hinstellen, wieder springen.

Bald wird irgendwo in Berlin Klaas direkt in Merle springen. Merle ist nachdrücklich schön, hat aber keine Sommersprossen. Ich sehe die beiden kurz an und bemerke, dass ihr Flirt bereits rast, der Triebausbruch hat die Öffentlichkeit erreicht, was die beiden zum Glück nicht stört, das ist ja nun auch immer eine schöne Bestätigung der eigenen Person, dieses »Kommt her, seht alle her, wir finden uns jetzt bis morgen früh sehr geil«. Das ist kein Voyeurismus, sondern schlichtweg Normalität. Ich kaufe mir also noch ein Bier, schlendere an den beiden vorbei, nicke Klaas kurz zu und rauche mir eine an. Dabei fällt mir wieder ein, dass August ist. Vor einiger Zeit schlenderte ich mit Feni, einer kleinen und unendlich schön verwirrten Frau, an der bretonischen Küste entlang. Wir befanden uns auf dem Weg zum Hafen von Douarnenez, um dort einen bar de ligne zu essen und dazu einen gekühlten Rully zu trinken. Den Wolfsbarsch fangen die bretonischen Fischer an der umtosten Pointe du Raz. Ich sah Feni, wie sie ein paar Schritte vor mir auf den Atlantik blickte und rauchte, im Gegensatz zur Pointe du Raz war es hier eher ruhig. Kurz zuvor hatte es genieselt, doch nun brach der Himmel auf und die Sonne verwandelte das Meer in eine die Zeit beherrschende Glitzerperle. Ein leichter Wind hauchte der Steilküstenvegetation sanftes

Wogen ein, die Veränderungsvielfalt um uns herum nahm merklich zu. Auch ich zündete mir eine an und rauchte meerwärts, sprich herzwärts.

Zu meinem Entsetzen bemerkte ich, wie eine Träne mir den rechten Nasenflügel entlanglief und alsbald meinen penibel gepflegten Moustache benetzte, während ich sprach:

*»August ist der schwachsinnigste Monat von allen. Damals endeten die Sommerferien stets im August, die Schule begann also, klar ist das dann der schwachsinnigste Monat. Und außerdem kann ein Monat, der so heißt, wie auch Menschen heißen können, nur schwachsinnig sein. Weil die Menschen schwachsinnig sind.«*

Speis und Trank nahm ich bereits alleine zu mir, hatte Feni bereits verlassen. Ich hielt sie schlichtweg für schwachsinnig. Als ich in den Weiler Ploéven – dort befand sich unser bretonisches Ferienhaus – zurückkehrte, konnte ich die Hortensien bereits nur noch hören. Stockdunkler Wind und leicht gesalzene Kühle empfingen mich. Diese wahnwitzige Überempfindlichkeit gegenüber dem Ephemeren, diese absurde Angst vor allem Vergänglichem, tatsächlich also vor allem, sprach *once again* zu mir. Ich betrat das Haus, ging in die Küche, öffnete eine Flasche Bordeaux, schnitt mir in den rechten Mittelfinger und ließ die Wunde im Bordeaux ausbluten. Rotes Eisen trank ich. Denn ohne Blut logisch kein Sinn und ohne Sinn logisch kein Leben und wir Menschen alle so allein so oft.



An den Rest dieses Augusts erinnere ich mich nicht mehr. Ab und an versuche ich es tatsächlich noch, gelingen will es mir jedoch nicht. Geblieben ist mir von da an einzig und allein die Augustablehnung. So hat mein Jahr elf Monate. *Must I mean what I say?*

## DAS ALGERISCHE MÄDCHEN

Überhaupt Feni: Die Zeit mit ihr war radikal, verwirrend, absonderlich und vor allem kurz. So etwas wie Alma und Oskar 1913. Vorkriegszeit auch innerhalb der Beziehung, sozusagen. Nur waren wir eben nicht in Venedig oder auf Capri, wo 1913 alle waren, die in irgendeiner Form Anteil am kulturellen Leben Europas oder der sogenannten Welt hatten. In vielen Fällen einen nicht unerheblichen gar. Man nehme hier nur den Exilanten Herrn Maxim Gorki. Oder eben Mahler und Kokoschka. Von diesen intellektuellen Höchstleistungen waren wir allerdings weit entfernt. Bei uns ging es eher um Buddhismus Ja/Nein, Rotwein Ja/Nein und dazwischen vor allen Dingen viel Gerede. Woüber, das hab ich zur Gänze vergessen. Nur zwei Sachen sind geblieben: Die Augustgeschichte zum Ersten. Und zum Zweiten dieser Spaziergang in Köln, als Feni den Rhein einen langweiligen, widerlichen deutschen Faschistenfluss nannte. Da hab ich sehr gelacht.

Jetzt sitze ich mit Klaas am Rheinufer und sehe einigen betrunkenen jungen Männern dabei zu, wie sie ein Partyschiff der Köln-Düsseldorfer Rheinschiffahrt AG besteigen, um augenscheinlich an der sogenannten AHOI-Party

teilzunehmen. Auf einem Plakat an der Anlegestelle ist zu lesen: »Es ist Sommer, der Tag ist lang, die Nacht ist kurz. Die DJs Marc Galves und Tobias Portugall sorgen für den bekannten AHOI-Mix.« Zwei Portugiesen also. Ich winke kurz in Richtung Schiff, in der Hoffnung, Tobias Portugall würde mich sehen, erkennen und mich nach dem bekannten AHOI-Mix mit in sein Portugal mit zwei l nehmen. Dieses Portugall würde ein zeitenthobenes Eiland an der Malabarküste sein.

Tobias und ich würden unter seiner Führung bis zum Strand von Kovalam bei Thiruvananthapuram segeln. Tobias würde viele sehr gute Dinge machen und sagen. Sicher würde er unsere Karavelle bis zu diesem im Arabischen Meer gelegenen Küstenabschnitt im Südwesten Indiens geleiten. Wir würden kehrtmachen, weil dieser Küstenabschnitt heutzutage wirklich, wirklich sehr stark bevölkert ist. Tobias würde mittschiffs am Ruder stehen, sich den DJ-Kopfhörer nach hinten durch sein Haar streifen und rufen: »Hier, mein Bester, hier sind wir nur hin, um uns die Überbevölkerung Indiens einmal mit eigenen Augen anzuschauen! Jetzt haben wir es gesehen! Andi, lass uns weiter nach Portugall!« In Portugall würden wir an Land gehen und sofort Pfeffagall gründen, den Heiligen Orden der Pfefferanbeter, Verehrer des Schwarzen Kornes. Wir würden lange leben und uns nur von Pfefferkörnern und Wasser ernähren. Ab und an würden wir lange E-Mails schreiben, die in den Reiserubriken führender deutscher Qualitätszei- tungen abgedrückt werden würden. Dann würden Inter- essierte vorbeikommen. Wir und sie wären also dann dort

vereint, würden uns austauschen, über Pfeffer, das Internet 100.0 und die Liebe unserer Leben. Ein friedlicher Orden, Menschen gemeinsam im Gespräch. Portugall mit zwei l ist also dort, wo der Pfeffer wächst.

»Tobias, wo liegt dieses Portugall?«, sage ich.

»Silvia, wo liegt dieses Spanien?« sagt Klaas.

Manchmal bemerke ich ihn schon gar nicht mehr neben mir. An manchen Tagen ist er einfach da. Wir sitzen also auf einem der kleinen Mäuerchen an der Rheinpromenade und reden und schweigen. »Silvia, wo liegt dieses Spanien?« Klaas und ich stammen aus einer Stadt, an die ich mich nur wegen dieses sehnsuchtsvollen Satzes erinnere. Er stand innenstadtauswärts auf einer Friedhofsmauer gegenüber einer Total-Tanke, irgendwas war auch falsch geschrieben, irgendwie schade, weil der Satz ja nicht wirklich schwer ist, aber was, das weiß ich nicht mehr. Auch, ob es überhaupt noch da steht, ist meiner Erinnerung entglitten. Natürlich möchte man niemals in Erfahrung bringen, wer diesen Satz geschrieben hat. Nachher kennt man ihn noch und denkt sich, wie jemand so doof sein kann, nicht zu wissen, wo dieses Spanien liegt.

Noch schlimmer wäre aber zu wissen, wer diese Silvia ist. Warum die nach Spanien ist. Oder war das vielleicht einfach eine Unwissen zeigende Frage, die er ihr einst an der Tankstelle stellte? Na ja, jedenfalls sind Klaas und ich schon sehr lange Freunde, seit der 8.Klasse. Gute wurden wir durchs Reden, beste durch die Musik. Während ich danach studierte, machte er eine Ausbildung. Während er danach daheimblieb, reiste und arbeitete ich in verschie-